

Haut ab, wir zahlen euch die Fahrkarte

Sprachbedroht: Die ungarische Minderheit in Rumänien

BUDAPEST, Ende Juli Die Richtlinie 2000/43/EG des Europäischen Rates vom 29. Juni 2000 zur „Anwendung des Gleichbehandlungsgrundsatzes ohne Unterschied der Rasse oder der ethnischen Herkunft“ scheint das Papier nicht wert, auf der sie gedruckt ist. Zumindest ist sie nach Auskunft Leonard Orbáns, des Mehrsprachigkeits-Kommissars der Europäischen Union, nicht auf Fälle sprachlicher Diskriminierung anzuwenden, wie sie sich immer wieder in Transsilvanien zutragen. Darüber mokierten sich hundertachtzig Delegierte von Verbänden autochthoner nationaler, ethnischer und sprachlicher Minderheiten Europas, die in Pécs (Fünfkirchen) in Südungrad zur Jahreshauptversammlung ihrer Dachorganisation zusammengekommen waren.

So kamen etliche Fälle offenkundiger Diskriminierung von Minderheiten-Angehörigen zur Sprache. Etwa in Großwardein (Nagyvárad/Oradea): Dort hängen Mitglieder der „Ungarischen Jugend in Siebenbürgen“ zweisprachige Straßenschilder an Privathäusern auf, deren Besitzer dies erlaubten. Sie protestierten damit gegen die Säumigkeit des Bürgermeisters, einem Beschluss des Stadtparlamentes nachzukommen, wonach die Örtlichkeitsbezeichnungen auch auf Ungarisch auszuweisen seien. Stattdessen erschienen Magistratsbeamte und entfernten die Schilder. Es kam es zu Tätlichkeiten. Der Vorfall wurde der Polizei gemeldet. Die blieb untätig.

Der Hort des Chauvinismus

Ähnliches trug sich an der Universität in Klausenburg (Cluj/Kolozsvár) zu. Diese gibt sich multikulturell und propagiert die angeblich institutionalisierte Mehrsprachigkeit, macht aber immer wieder als Hort rumänischen Chauvinismus sowie der offenkundig zielgerichteten Entnationalisierung und Assimilierung des Ungarntums von sich reden (F.A.Z. vom 22. Februar und vom 22. Mai 2006). Wo knapp ein Fünftel der Studierenden ethnische Ungarn sind, entfernte der Pedell auf Geheiß der Hochschulleitung nicht nur Hörsaalbenennungen und Rauchverbotshinweise in ungarischer Sprache, deren Anbringung statutengemäß vorgesehen, jedoch seit zwanzig Jahren unterblieben ist, woraufhin beherrzte Aktivist der Bolyai-Initiativkomitees kurzerhand eigenmächtig welche anhefteten.

Daraufhin entsorgte das Rektorat mit den Schildern auch Péter Hantz und Lehel Kovács, hoffnungsvolle junge Hochschullehrer und Initiatoren der Aktion, indem es sie entließ. Das Bolyai-Komitee verlangt im Namen von vier Fünfteln aller ungarischen Professoren sowie der großen Mehrheit ihrer Studenten die Wiedereinsetzung in die früheren Rechte der von Nicolae Ceaușescu und Ion Iliescu vor fünfzig Jahren liquidierten und – mit der Verschmelzung zur Babes-Bolyai-Universität – systematisch rumänisierten Hochschule, die ehemals eine rein ungarische war.

Orbán antwortete dem Südtiroler Europaabgeordneten Michl Ebner, der wegen der Vorkommnisse eine Anfrage an die Kommission gerichtet hatte, Brüssel habe „Kenntnis von diesem Vorfall“ und teile „die Auffassung, dass die auf regionaler Ebene oder von einer Minderheit der Bevölkerung in einem Mitgliedsstaat gesprochenen Sprachen geachtet werden“. Die Kommission sei aber „nicht der Ansicht, dass es sich um eine schwerwiegende Verletzung des Artikels 7 des EU-Vertrags durch die rumänischen Behörden“ handle, zumal da dieser Fall nicht unter das Gemeinschaftsrecht falle, insbesondere nicht unter besagte Richtlinie 2000/43 des Rates zur Bekämpfung von Diskriminierungen.

Dabei kann selbst gemäß dem 2001 novellierten rumänischen Verwaltungsgesetz in einer Minderheitensprache überall dort in Kommunen und Bezirken im öffentlichen und amtlichen Verkehr kommuniziert werden, wo zwanzig Prozent der Bevölkerung diese als Muttersprache

sprechen. Das ist in Großwardein wie in Klausenburg ebenso der Fall wie in ganz Siebenbürgen, im Szeklerland sowie bei den magyarischen Csangos im Gebiet Moldau. Mit einsprachigen Schilderaufschriften verletzt Rumänien somit nicht nur eigenes Gesetz, sondern auch einen bilateralen Vertrag mit Ungarn und das Rahmenabkommen des Europarats zum Schutz nationaler Minderheiten, das Bukarest 1995 ratifiziert hat. Oft schon versprach die Klausenburger Hochschulleitung das Anbringen der geforderten Schilderaufschriften – so zuletzt sogar dem rumänischen Außenministerium vor der Nato-Generalversammlung in Bukarest –, geschehen ist nichts.

Dass Orbán wegzuschauen beliebt, mag einem noch halbwegs plausibel vorkommen, ist er doch Rumäne. Wenig verständlich dagegen das Verhalten Knut Vollebaeks. Unlängst hielt sich der OSZE-Hochkommissar für nationale Minderheiten in Klausenburg auf. Der frühere norwegische Außenminister sang, wie sein Vorgänger Max van der Stoel schon vor acht Jahren beim Besuch dortselbst, das Hohelied auf den Multikulturalismus. Der Holländer Van der Stoel hatte 2001 vor dem Ständigen Ausschuss der Parlamentarischen Versammlung der OSZE in Wien die verheißungsvolle Prognose vorgetragen, wonach die Babes-Bolyai-Universität eine positive Entwicklung nehme, sei dort doch „dem Ungarischen und Deutschen der gleiche Status wie dem Rumänischen eingeräumt“ worden. Wie damals frohlockten der wegen seiner linientreuen kommunistischen Vergangenheit umstrittene Rektor Andrei Marga und seine Seilschaftsgetreuen aus der Universitätsleitung auch ob des Auftritts Vollebaeks an ihrer Alma Mater.

Die Leute des Bolyai-Komitees hingegen sind konsterniert. In einem offenen Brief, den auch Wissenschaftler aus Mazedonien, Gagausien (Moldova), Wales, dem spanischen Baskenland und Südtirol unterzeichneten, die allesamt an minderheitenfreundlichen Hochschulen ihrer Länder tätig sind, werfen sie dem OSZE-Diplomaten vor, er habe sich von Potemkinschen Fassaden in Transsilvanien blenden lassen. Ignoriere er doch, dass man in einer vorjährigen Anhörung in Brüssel, an der auch Vertreter seines Büros teilgenommen hatten, zu dem Befund gelangt sei, dass in Klausenburg die „sprachlichen Kriterien und die Voraussetzungen einer multikulturellen Bildung nicht erfüllt“ werden. Und sie werfen die Frage auf, warum er daran mitzuwirken „gedenke, die 1,4 Millionen Magyaren in Siebenbürgen an der Ausübung ihrer Rechte zu hindern, während etwa die hunderttausend Samen in seiner Heimat Norwegen ihr eigenes Universitätskolleg haben“.

Die unrühmliche Rolle der OSZE

Wider besseres Wissen lehne Vollebaek die eigenständige Entwicklung der ungarischen Gemeinschaft mittels institutioneller Segregation ab; zudem ignoriere er, dass die Hauptquellen der Spannungen die gemischten Bildungsinstitutionen sind, in denen die Forderungen der ungarischen Gemeinschaft gänzlich unter den Tisch fallen. Überdies müsse der OSZE-Hochkommissar wissen, dass die Magyaren in den höheren Bildungseinrichtungen Rumäniens stark unterrepräsentiert seien. All das lasse den Verdacht aufkommen, dass Vollebaek dem Nationalismus der Titularnation in die Hände spiele.

Das in Klausenburg ansässige Minderheiten-Forschungsinstitut prognostiziert für die nächsten zwei Jahrzehnte den Rückgang der ethnischen Ungarn in Siebenbürgen um 400 000 Menschen. Eine Aussicht, die Leute wie Georghge Funars in Entzücken versetzt: Ruft doch der ehemalige Bürgermeister von Klausenburg – nun für die Großrumänien-Partei (PRM) als Senator Mitglied der zweiten Parlamentskammer und also Symbolfigur extremsten rumänischen Nationalismus – seinen ungarischen Landsleuten zu: „Haut ab – wir zahlen euch die Fahrkarte“. REINHARD OLT



Thermen und Bäder gibt es im Reiche Narnia nicht – wer eine richtige Dusche abbekommen will, muss den Wassergott rufen: Szene aus Andrew Adamsons Film

Foto Buena Vista

Armageddon für Anfänger

Es liegt eine große historische Ironie darin, dass das digitale Kinderland des Kinos nicht von Computerzaubern und Comiczeichnern regiert wird, sondern von zwei toten Professoren aus Oxford. Beide waren Althilologen, Veteranen des Ersten Weltkriegs, Mitglieder desselben universitären Schreibklubs und gläubige Christen; ihre Freundschaft zerbrach, weil der eine dem anderen vorwarf, er verunglimpfe in seinen Büchern die katholische Kirche.

Zur Zeit des Bruchs, Mitte der fünfziger Jahre, hatten die beiden gerade ihre Hauptwerke veröffentlicht: der Anglist John Reginald Reuel Tolkien seine „Herr der Ringe“-Trilogie, der Mediävist und Religionsphilosoph Clive Staples Lewis die ersten Bände seiner siebenbändigen „Chroniken von Narnia“. Beide Buchserien wurden sofort zu Bestsellern. Walt Disney sicherte sich 1956 die Rechte am „Herrn der Ringe“, aber Tolkien verbat sich testamentarisch die Disneyifizierung seines Werks. Die Rechte gingen an das Hollywoodstudio Universal, das eine Zeichentrickversion produzierte, während der erste Band der „Narnia“-Saga von Lewis für das amerikanische Fernsehen verfilmt wurde.

Danach ruhte das Rennen zwischen den Fantasy-Epen, deren Autoren inzwischen beide gestorben waren – bis zu Beginn des neuen Jahrtausends Peter Jacksons monumentale „Ringe“-Adaption ins Kino kam. Jacksons Dreiteiler spielte bis Ende 2003 weltweit etwa zwei Milliarden Dollar ein. Anfang März 2004, genau eine Woche nachdem „Der Herr der Ringe: Die Rückkehr des Königs“ bei der Oscar-Verleihung elfmal ausgezeichnet worden war, teilte die Firma Disney mit, sie werde eine „Narnia“-Verfilmung produzieren.

„Die Chroniken von Narnia“ waren von Anfang an ein Nachzügler. Das prägt die Ästhetik dieser zweiten großen Fantasy-Kinoserie des Jahrzehnts, aber es prägt auch unseren Blick auf die Bilder.

Mit „Prinz Kaspian“ geht die Verfilmung der „Narnia“-Bücher von C. S. Lewis in die zweite Runde. Ein Konkurrent für den „Herrn der Ringe“? Nicht ganz.

Wenn am Anfang von „Prinz Kaspian von Narnia“, der Fortsetzung des „Königs von Narnia“ von 2005, die Kamera aus gewaltiger Höhe auf eine ebenso gewaltige Burg hinüberblickt, in der die Frau des Usurpators Miraz gerade ein Kind gebiert, so dass der legitime Thronerbe, ebenjener Prinz Kaspian, bei Nacht und Nebel in die Wälder fliehen muss; wenn wir in diese überdimensionierte Ritterwelt und das ihr angeschlossene Märchenreich mit seinen sprechenden Faunen, Zwergen und Kentauren eintauchen, dann kommt uns das alles weniger phantastisch als vielmehr vertraut vor.

Schon „Der Herr der Ringe“ hat ja ein imaginäres Mittelalter besiedelt, in dem die Zinnen höher, die Reiterheere größer, die Monstren schrecklicher waren, als es sich Richard Löwenherz und Sultan Saladin je hätten träumen lassen. Bei Tolkien heißt diese Welt Mittelerde, bei Lewis Narnia, aber eigentlich sollte sie Digitalien heißen, weil sie nur in den Computere-Simulakren der Fantasyfilme existiert. Und wie alles rein Technische verbraucht sich auch die digitale Verzauberung rasch. Im „Herrn der Ringe“ war der Sprung ins Bildermeer der Irrealität noch aufregend und neu, in den „Chroniken von Narnia“ gleicht er der Ankunft am gewohnten Urlaubsort. Man betritt das Reich Narnia, wie man im Sommer nach Rügen oder an die Adria fährt.

Dabei sind die Romane von Lewis als Filmvorlage eigentlich interessanter als die von Tolkien, weil sie sich gegen die Welt, in der sie entstanden sind, nicht völlig abschotten. Sie besitzen ein Schlupfloch in unsere, in die geschichtliche Realität. Im ersten „Narnia“-Band (und -Film) ist es der Wandschrank, durch den die vier Pevensie-Geschwister aus ihrem englischen Feriendomizil ins Königreich der Weißen Hexe und des guten Löwen Aslan hinübertreten. In „Prinz Kaspian“ ist es eine Londoner U-Bahn-Station der vierziger Jahre, in der sich der magische Übergang vollzieht. Die Zeitreise, von Lewis mit wenigen dürren Sätzen beschrieben, ist das visuelle Hauptstück des Films. Während der U-Bahn-Zug einfährt, beginnt er sich vor den Augen der vier Kinder zu zerlegen, die Wände des Tunnels brechen ein, der Boden reißt auf, und aus der steinernen Röhre wird ein schattiges Felsengestade an einem unbekanntem Meer.

Es ist ein Bild der Verwandlung, die wir alle erleben, wenn wir in die Kino-Illusion eintauchen, aber es ist auch der erzählerische Haken, an dem diese Geschichte hängt. Denn es führt immer ein Weg zurück aus Narnia. Tolkiens Mittel-erde ist ein totales, Lewis' Kentaurenreich nur ein relatives Universum. Ein Film, der die Spannung zwischen hier und dort, zwischen Weltkriegs-London und Waldkriegs-Narnia dramaturgisch fruchtbar machen wollte, müsste sie als Konflikt in den Seelen der Zeitreisenden sichtbar machen – ungefähr so, wie es Michael Crichton in seinem Roman „Timeline“ (aber nicht Richard Donners gleichnamiger Verfilmung) gelungen ist.

Andrew Adamson aber, der Regisseur von „Prinz Kaspian von Narnia“, hat sich darauf konzentriert, einen Film zu drehen, der eine möglichst breite Altersfreigabe bekommen würde; der für jene Sechsjährigen, die Lewis' Bücher noch

nicht lesen können, ebenso zugänglich ist wie für ihre Eltern und Großeltern, die sie vor dreißig, vierzig oder sechzig Jahren gelesen haben. Deshalb ist in „Prinz Kaspian“ nicht nur das Blutvergießen bei den unvermeidlichen Schlachten zwischen den Anhängern des Prinzen (Ben Barnes) und den Truppen seines Widersachers Miraz (Sergio Castellito) fast völlig ausgeblendet, sondern auch der Angstpegel auf ein Minimum gesenkt.

Für einen Moment bricht der Film aus seiner kindgerechten Fantasy-Routine aus, als Peter Pevensie (William Moseley) in den Bann der Weißen Hexe gerät und beinahe auf die dunkle Seite der Macht hinübergezogen wird. Aber die Hexe, immer noch diabolisch-bestrickend gespielt von Tilda Swinton, ist bekanntlich schon im ersten „Narnia“-Film den Kräften des Guten erlegen und wird deshalb auch hier wieder rasch aus dem Märchenverkehr gezogen. So können die Pevensie-Geschwister am Ende beruhigt in ihre Londoner U-Bahn-Station zurückkehren, in ein Land, das so viel gefährlicher, aufregender und lebendiger ist als die digitalen Parallelwälder von Narnia.

Im Grunde läuft der imaginäre Kampf zwischen den Fantasy-Welten von Lewis und Tolkien auf ein Duell zwischen dem Löwen Aslan, der in Narnia den Ton angibt, und dem Mittelerde-Großzauberer Gandalf hinaus. In diesem Vergleich ziehen die Narnianer den Kürzeren: Denn während der von Ian McKellen verkörperte Gandalf trotz seiner frommen Sprüche ein lebendiges, zu Furcht und Zorn begabtes Wesen ist, bleibt der heilige Löwe ein blasses Phantom. „Die Chroniken von Narnia“, deren nächste Folge, für die der britische Regie-Routinier Michael Apted verpflichtet wurde, bereits vorbereitet wird, kreisen um ein pixelmähiges, mit Märchenonkelstimme raunendes und schnurrendes Nichts. Es ist immer wieder schön, im Kino in eine andere Welt zu reisen. Aber es muss auch eine Welt sein, kein Puppenheim. ANDREAS KILB

Aus unseren Auslandsbüros

MOSKAU

Kunst vor Gericht

Die russische Kunstszene wird strafrechtlich abgesteckt. Für die Ausstellung „Verbote Kunst 2006“, die im vergangenen Jahr im Moskauer Sacharow-Zentrum zu sehen war, wurden Kurator Andrej Jerofejew und Sacharow-Direktor Samodurov die Anklageschriften ausgehändigt. Nach Ansicht der Generalstaatsanwaltschaft haben Jerofejew und Samodurov, indem sie Kunstobjekte zeigten, die religiöse Symbole satirisch verfremden, ethnische Zwietracht und religiöse Zwietracht gesät sowie, unter Ausnutzung ihres beruflichen Status, die Menschenwürde beleidigt. Zugleich rief der Direktor der Tretjakow-Galerie, Rodionow, der den in seinem Haus für Zeitgenössisches zuständigen Jerofejew unlängst entließ (F.A.Z. vom 2. Juli 2008), die russischen Kulturfunktionäre auf, den Fall der „Verbote Kunst“ neu zu überprüfen. Es gehe nicht an, dass Religions- und Kirchenhistoriker sich zu Richtern über Gegenwartskunst aufschwingen, schrieb Rodionow an Kulturminister Awdejew, an das Duma-Kulturkomitee, an den präsidenten Kulturrat und das Kulturkomitee der öffentlichen Kammer. Rodionow will, dass die Skandalschau auch nicht von

konventionellen Kunsthistorikern, sondern von Experten für Zeitgenössisches beurteilt werde. Strittige Kunstwerke lokalisierten Schmerzpunkte, findet Rodionow. In einer zivilisierten Gesellschaft lösten sie damit Diskussionen aus, nicht aber Kriminalprozesse. kho

PARIS

Großbaustelle

Das Pariser Musée de l'Homme, das der Frühgeschichte der Menschheit, der Anthropologie und der Ethnologie gewidmet ist, gehört zu den kulturellen Attraktionen der Stadt. Lange ist es indes vernachlässigt worden – und für die Realisierung des vielgelobten Musée du Quai Branly wurde es auch noch richtiggehend geplündert. Es musste zahlreiche seiner Schätze abgeben, die zum Teil aus ethnographischen Sammlungen und Wunderkammern stammen, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichen. Jetzt soll das Musée de l'Homme renoviert und wieder aufgewertet werden. Dafür werden 50 Millionen Euro zur Verfügung gestellt. Im kommenden April wird das Haus geschlossen. Ziel ist es, ein Museum zu errichten, das die „Menschheit als Ganzes und in ihrer Vielfalt“ dokumentiert. Die Wiedereröffnung ist für das Jahr 2012 geplant. J.A.

SAN DIEGO

Superhelden unter sich

Nur einer von ihnen kann Präsident werden, aber beide können sicher sein, dass sie zuvor als Comic-Held der Nation entgegengetreten. Auf den Spuren von Superman sollen Barack Obama und John McCain von Oktober an, also schon einen Monat vor der Präsidentenwahl, in Wort und Bild zu bewundern sein. Statt jedoch für Wahrheit, Gerechtigkeit und den „American way“ zu kämpfen, werden sie, wenn alles nach Plan verläuft, erst einmal ihre Lebensgeschichte erzählen. IDW Publishing, ein Verlagshaus für Comics in San Diego, hat angekündigt, dass Jeff Mariotte, bisher mit Fantasy-Thrillern hervorgetreten, und Andrew Helfer, der bereits Ronald Reagan sowohl grafisch als auch biographisch behandelte, Leben und Werk der rivalisierenden Kandidaten getrennt ins Comic-Format übersetzen. Wäre von den bereits veröffentlichten Titelseiten auf den Inhalt zu schließen, müssten die Leser sich auf viel Heroisches gefasst machen. McCain wie Obama, die Fäuste tatendurstig in die Hüften gestemmt, stehen da breitbeinig vor flatterndem Sternbanner. Superman hätte neben ihnen keine Chance. J.M.

Glaube, Liebe, Hoffnung
aber die Liebe ist die
Größe unter ihnen.
1. Korinther 13, Vers 13

Wolfgang F. O. Schniewindt

* 17. 8. 1939 † 27. 7. 2008

In stiller Trauer und mit großem Schmerz
nehmen wir Abschied

Marina Schniewindt
Dr. Sarah Schniewindt
Dr. Till Hoja
Arthur, Gregor und Esther Schniewindt
Nina Schniewindt
und Angehörige

58809 Neuenrade, Heerweg 53

Die Trauerfeier zur Einäscherung findet am 2. August 2008 um 10 Uhr in der ev. Friedhofskapelle zu Neuenrade statt.

Anstelle zugedachter Blumen bitten wir auf Wunsch des Verstorbenen um eine Spende an die Stiftung „Lebensgemeinschaft Wickersdorf“, Bankverbindung: Kreissparkasse Saalfeld-Rudolstadt, BLZ 830 503 03, Kontonummer 111 28 48, Stichwort „Wolfgang Schniewindt“.

Wir trauern um unseren langjährigen Geschäftsführer

Dipl.-Volkswirt

Wolfgang F. O. Schniewindt

* 17. 8. 1939 † 27. 7. 2008

Mit Weitsicht und hohem Sachverstand hat er wesentlich an der erfolgreichen Entwicklung des Unternehmens gewirkt, die Geschicke der Firma geleitet und entscheidende Weichenstellungen gesetzt. Er verkörperte die Werte unserer Firma wie kein Zweiter. Er war uns immer ein unabhängiger und kritischer Ratgeber und hatte die Firmengeschicke fest in der Hand. Mit großer Hochachtung nehmen wir Abschied von unserem Chef. Er bleibt uns unvergessen.

Die Mitarbeiter der
Schniewindt GmbH & Co. KG